

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 7 (1955)
Heft: 12

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

England wägt Österreich und die Schweiz

Z.S. Rußlands Verlangen, Österreich habe eine der Schweiz analoge Neutralitätspolitik zu betreiben, hat im Westen vielfältige Beachtung gefunden. Manches Schiefe wurde dabei geäußert, auch zum Nachteil der Schweiz, aber wiederum waren es die Engländer, die im Radio bemerkenswert sachliche Vergleiche anstellt, übrigens nicht nur politischer Art. Sicherlich kann sich Österreich mit der Schweiz besser als mit irgendeinem andern Land vergleichen. Läge ihm an sich z. B. aus konfessionellen Gründen etwa Portugal viel näher, so könnte es sich in ein so stagnierendes Leben wie dieses keinesfalls finden. Das aktive, protestantische Finnland ist von einem ganz anderen Geiste erfüllt, und von Schweden ist es abgesehen vom Glaußen auch durch dessen Reichtum, die große Landfläche und die Handelsflotte getrennt. Es mag eine große, mehrfache Ironie darin liegen, daß sich der Erbe des alten, habsburgischen Reiches heute gewissermaßen nach jenem Nachbarn ausrichten soll, der ihm größtenteils unter dem Namen «die vorderen Lande» einmal selbst gehörte. Doch schon hier sehen die Engländer Hindernisse. Ein einzelnes, neutrales Land in seinem Herzen war für Europa ein großer Gewinn: freies Gebiet für diplomatische Führungnahme und Informationen, finanziell ein europäisches Clearing-Haus, ein Refugium für Verfolgte, ein ständiger Vorwurf für alle Kriegsführenden. Aber die Ausdehnung eines solchen Territoriums über die schweizerische Grenze bis an die Donau kann nach englischer Überzeugung nicht als nutzbringend betrachtet werden, um so weniger, als der Kontinent dadurch in zwei Hälften zerschnitten wird, was besonders im Hinblick auf die militärischen Verbindungen mit Italien schädlich ist.

Die Engländer glauben auch, daß die Österreicher gewisse Schwierigkeiten haben werden, ähnliche und ebenso reichhaltige Spezialitäten zu entwickeln wie die Schweiz. Trotzdem diese nicht an Meer grenze, habe sie es verstanden, sich eine große Weltkundschaft auf hilfswirtschaftlichem Gebiete zu sichern, vor allem im Bank- und Versicherungswesen. Die Industrie sei fast ausschließlich Qualitätsindustrie und die Fremdenindustrie ein Musterbeispiel für undramatische Leistungsfähigkeit. Auf all diesen Gebieten sei Österreich sehr im Rückstand, auch in seinem Innern ohne die nötigen Hilfseinrichtungen. Vieles sei veraltet, und der Lebensstandard werde deshalb für lange Zeit niedriger sein als in der Schweiz. Es werde ihm auch nicht erlaubt, ein Heer aufzustellen, wie es sich zum Schutze der schweizerischen Neutralität als richtig erwiesen habe.

Andererseits besitze Österreich mehr Bodenschätze als die Schweiz, z. B. vielversprechende Ölfelder. Große Wasserkräfte lägen ungenutzt, und entlang der Donau liege viel fruchtbare Ackerland, ebenso im östlichen Burgenland. Wien, Wiener-Neustadt, Linz, Steyer, Wels verfügen über eine reiche Schwerindustrie. Österreich könnte auch auf einer zwar einseitige, aber reichere kulturelle Erbschaft blicken: der Glanz mancher historischer Kunstdenkmäler ersten Ranges vermöchte vielleicht sogar einen Teil der Fremden von der flacheren, schweizerischen Kultur wegzulocken.

Anders als die Schweiz habe Österreich aber auch mit dem Problem einer einzigen Großstadt zu ringen, dem Wasserkopf Wien. Mit ihren zwei Millionen Einwohnern bleibe die Stadt noch immer die viertgrößte Europas, habe aber die drei hauptsächlichsten Ursachen für ihre Größe verloren. Sie sei nicht mehr Hauptstadt und Verwaltungsschwerpunkt eines großen Reiches, und werde, sofern der Handel mit dem Osten nicht unerwartet wieder aufblühen, eher ein End-Bahnhof als eine große Kreuzungsstation zwischen Ost und West bleiben.

Daß auch die internen politischen Verhältnisse sich in absehbarer Zeit nach dem Abzug der Besetzungstruppen stark verändern werden, sei vorauszusagen. Sie glichen in keiner Weise den stabilen schweizerischen, wo der freiheitliche Liberalismus als breite Mitte die Schlüsselstellung besitzt. Geschichtlich und konfessionell sei der österreichische Geist ganz anders geartet, der Boden viel schwankender, explosionsgefährlicher. Nach deren Abzug könnte die Regierung auch nicht mehr die Russen für alle Fehler und Mängel verantwortlich machen und werde für die sozialen Mißstände selbst zeichnen müssen. Und diese seien teilweise sehr arg, die Löhne unglaublich tief. Zwar seien auch manche Preise tiefer als in andern Ländern, aber der Ausgleich werde sich rasch einstellen, worauf Lohnbewegungen unvermeidlich würden. Die Österreicher hätten einen steilen Weg vor sich, der sie ganz große Anstrengungen und viel Klugheit koste, wenn er ohne schwere Unfälle oder gar Abstürze begangen werden soll.

Gotthelf in «republikanischen» Gefilden

FH. Als wir vor einiger Zeit für die angegriffenen Gotthelfsendungen (und -filme) eintraten, und gegen die Anmaßung gewisser Leute Stellung nahmen, wonach es «in der Tat gar nicht möglich ist, für den echten Gotthelf Hunderttausende zu mobilisieren», ausgerechnet Gotthelf also reserviertes Gebiet für Auserwählte bleiben müsse, glaubten wir mit Sicherheit in ein Wespennest zu greifen («St. Gotthelf im Elfenbeinturm?» FUR. 9. April 1955). Statt dessen erreichten uns ausschließlich zustimmende Äußerungen und Glückwünsche, sogar aus literatur-wissenschaftlichen Kreisen, woher wir sie am wenigsten erwartet hatten. Es scheint in der zweijährigen Auseinandersetzung doch verschiedenenorts bis in die Universitäten getagt zu haben, so daß wir heute beinahe das unangenehme Gefühl besitzen, mit unserem Artikel offene Türen eingerannt zu haben.

Es freut uns deshalb doch, auf eine nachträgliche Presse-Erwidernung hinzuweisen zu können («Im Namen Gotthelfs», Republikanische Blätter, 14. Mai 1955). Zwar ist sie größtenteils belanglos, denn sie geht von der absurdens Unterschiebung aus, wir hätten mit unserm Artikel «gegen das Buch und das Bücherlesen wirken wollen». In dem Artikel werde nichts anderes als der «nahe bevorstehende Untergang des Buches prophezeit», dieses alten (und wie er meint, veralteten) Kommunikationsmittels. Kein verständiger Mensch kann einen solchen hahnebüchenen Unsinn aus unserm Artikel herauslesen; wir haben das Buch gegenüber Radio und Film im Gegenteil als «hochwertig» bezeichnet. Wir wüßten nicht, wie wir eine Zeitschrift leiten sollten ohne Zwiegespräch mit den allein in den Büchern lebendigen großen Toten der Vergangenheit.

Erst gegen Schluß führt der sonderbare Verfasser, der seinen Artikel nicht zeichnet und mit dem Redaktor Dr. Stäuble identisch sein dürfte, an zwei wesentliche Sachfragen. Er schreibt: «Der Film darf und darf nicht zum Buchersatz werden». Gewiß eine Banalität. Alle Dichter, welche sich durch das Buch ausgedrückt haben, nicht nur Gotthelf, werden selbstverständlich am besten durch das Buch aufgenommen, das schlechthin unersetztlich ist. Aber das Problem unserer Gegenwart und Zukunft liegt nicht hier. Zwar gibt es einen starken Sektor unserer Bevölkerung, der erfreulicherweise immer wieder zum Buch greift; die Klagen des Buchgewerbes muß man hier nicht allzu wörtlich nehmen. Aber ebenso unerschütterlich steht die Tatsache fest, daß Hunderttausende, ja Millionen unserer Zeitgenossen nicht oder nur selten mehr lesen und ihren geistigen Bedarf durch Radio und Film beziehen. Keine Macht der Erde wird diese Gruppen mehr zum methodischen Lesen zwingen können. Man mag es tief beklagen, mag darüber zetern und jammern, eine fürchterliche Entartungsscheinung darin erblicken: die Tatsache bleibt in allen Ländern. (Dem Verfasser sei nebenbei ins Ohr geflüstert, daß diese Erscheinung nach heute herrschender Überzeugung eine Kehrseite der modernen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung bildet, und daß Radio und Film nicht diese beherrschende Stellung errungen hätten, wenn sie nicht ein echtes Bedürfnis des heutigen, schnellenbigen, technisierten Menschen decken würden).

Was läßt sich da tun? Hier scheiden sich die Geister. Es gibt Leute, und auch unser Republikaner scheint zu ihnen zu gehören, die erklären: wer Gotthelf nicht durch das Buch genießen will oder kann, der soll ihn überhaupt nicht haben; «er ist ja sowieso nichts für die Hunderttausende». Man soll die Leute eben zum Bücherlesen zurückzwingen. Wie das gemacht werden soll, darüber sind sich die Herren selbst im Unklaren, und wer die moderne Radio- und Kinomentalität kennt, wird die Achseln zucken. Don Quixote war ein edler Ritter, kein böses Wort sei über ihn gesagt, und wer auf seiner Rosinante gegen die Millionen reiten will, mag es tun.

Wir aber glauben, daß man diese ungezählten Nur-Film-und-Radiogeniebner nicht sich selbst und ihren faden Unterhaltungssuppen überlassen darf. Wir haben ihnen gegenüber eine große Verantwortung. Eine noch viel schlimmere Erscheinung als die Millionen von Nichtleser ist nämlich das totale Versagen der sogenannten Geistigen vor dieser modernen Entwicklung. Sie leben zum guten Teil noch in der Zeit von gestern. Es ist dieselbe verhängnisvolle Mentalität, der kürzlich auch die einst führende geistige Zeitschrift «Neue Schweizer Rundschau» schmälerlich zum Opfer gefallen ist («Wenn es nicht nach unsern alten Pfaden geht, soll es eben keine repräsentative schweizerische Zeitschrift mehr geben»). Viele von ihnen wollen der Tatsache nicht ins Gesicht sehen, daß Radio und Film neben dem (selbstverständlich in keiner Weise veralteten) Buch ebenfalls zu bestimmenden menschlichen Kommunikationsmitteln geworden sind. Auch auf deren Gebiet, also außerhalb des Buches, spielen sich heute wichtige und aktuelle Auseinandersetzungen ab, wofür auch die Jahrgänge dieser Zeitung einen sprechenden Beweis bilden. Schon aus simplem Verantwortungsgefühl müssen wir dafür besorgt sein, daß Gotthelf und die großen Dichter auch diesen nicht mehr lesenden Massen immer wieder zugeführt werden und dort ihr Wort sprechen können. Dafür werden wir uns allezeit wehren. Gotthelf hat auch für sie gelebt, vielleicht für sie ganz besonders, er hat auch ihnen allerlei zu sagen. Wer wagt, ernsthaft zu bestreiten, daß sein starker Geist nicht auch über das Radio (und Film) zu wirken vermöchte?

Gewiß kann es nicht der komplexe, nüanierte Gotthelf sein, weil doch die technischen Voraussetzungen bei Film und Radio andere sind als beim Buche. Er muß angepaßt werden. Und auf diesem Gebiet der Adaptionen leisten Männer wie Balzli und andere wertvolle Pionierarbeit und verdienen für ihre schwierige Arbeit Respekt statt unverständige Angriffe. Gotthelf kann an die Radiomassen gar nicht anders herangetragen werden als eben durch das Medium von Radio (und Film). Und wir wollen doch alle danken, daß dies überhaupt möglich ist, und sein Name auch unter ihnen weiterlebt, ja daß vielleicht Einzelne doch auf diesem Wege zum Lesen geführt werden. Bei der heutigen Zeit ist es doppelte Pflicht, Gotthelf über das Radio zu bringen, gerade um der geistigen und seelischen Verödung und Verwüstung so gut als möglich entgegenzuwirken. Es ist jedenfalls gescheiter, als untätig nur über diese zu jammern.

Ein weiterer Punkt, der eine eingehendere Betrachtung verdiente, wird durch den Satz des Verfassers angetönt: «Es gibt nur den wahrhaft genialen Dichter Jeremias Gotthelf, der sich Jedem... auf neue und andere Art erschließt.» Nachdem feststeht, daß Gotthelf auch über das Radio geben werden muß, hat Balzli als Adapteur das Recht, ihn so zu geben, wie er ihn empfindet und sieht, und niemand darf sich unterstehen, ihm entgegenzuhalten: «Es gibt nur meinen (in diesem Fall republikanischen) Gotthelf» und alles andere ist falsch. Wir alle tragen nur das Bild eines

großen Mannes in uns, und niemand hat das Recht, dieses den Andern aufzuzwingen. Man kann dem sich ernsthaft mühenden Radioautor höchstens erklären: «dein Bild stimmt nicht mit dem meinen, sowie ich es im Augenblick in mir trage», aber ihn zu verunglimpfen und gar vom Radio ausschalten zu wollen, muß nachdrücklich zurückgewiesen werden. Jeder große Dichter ist auch unsere Schöpfung; was uns von ihm fördert, gehört uns, wobei letzten Endes gleichgültig ist, ob wir dieses Wertvolle aus seinem Buche direkt oder auf dem Umweg von Film oder Radio erhalten. Empfangsbereit für seinen Geist zu sein, uns durch ihn fördern zu lassen, in welcher Form er immer an uns herantritt, darauf allein kommt es an. Damit dienen wir auch Gotthelfs Andenken am besten, der noch mehr als Nietzsche von sich sagen könnte:

«Doch wer nur steigt auf seiner eignen Bahn,
trägt auch mein Bild zu hellerem Licht hinan.»

Unter dem deutschen Nachwuchs kann man wieder auf Gesichter stoßen, die in Ausdruck und Haltung an die unvergänglichen Zeiten des großen, deutschen Theaters erinnern. Hier ist es die 24jährige Ellen Schwiers vom deutschen Theater in Göttingen, die im «2. Teil 08.15» zu sehen sein wird.



Von Frau zu Frau

Regentropfen

EB. Zu den ungezwungensten Persönlichkeiten vor den Fernsehkameras soll der Präsident der Vereinigten Staaten gehören. Nicht wie andere Staatsmänner und Politiker, wie Gelehrte und Wirtschafter, die etwas zu sagen haben, sitze er mit ernsthafter, beinahe verkrampfter Miene hinter seinem Pult — den sie beinahe als Rettungsanker zu benützen pflegen — nein, er begebe sich vor das Pult, lehne sich leicht daran, verschränke seine Arme und hebe sie wieder, lächle leicht und oft und scheine sich der Tausende von Zuhörern und Zuschauern überhaupt nicht bewußt zu sein. Eine vollkommene Improvisation?

Nein, Präsident Eisenhower ist sich offenbar der Wichtigkeit solcher Sendungen voll bewußt und überläßt nichts dem Zufall der Improvisation. Vier Monate lang hat er «Privatstunden» bei einem Fachmann genommen, um seine Aufgabe richtig erfüllen zu können. Lächeln und Sich-richtig-benehmen vor den Kameräns — übrigens auch vor dem Mikrophon, — ist wohl in den seltensten Fällen eine Angelegenheit der puren Improvisation, sondern wie alles andere Gekonnte die Frucht langer, ernsthafter Bemühungen. Vielleicht lernt man das allmählich auch bei uns...

Und was hat das mit Regentropfen zu tun? Broder Christiansen hat einmal geschrieben, daß jedes vollkommene Können sinnbildlich einem Regentropfen gleichen sollte. Der Regentropfen sei jene Form, die in höchster Eleganz und gleichsam spielend alle Hindernisse überwinde. Solange man einer Anstrengung noch irgendwelche Kraftthuberei ansehe, sei die Tat nicht vollkommen. Er knüpft weiter ans Bild des Artisten, der Seiltänzerin an. Ein, wenn auch noch so stereotypes, Lächeln gehört bei ihnen zu jeder Vorführung als unbedingtes Muß. Und welches Mühsal liegt dahinter! Es ist gewiß ein weiter Schritt von einem Zirkusartisten zu Eisenhower — aber beide streben sie dem «Regentropfen» zu, dem lächelnden Vollführen einer ausgefeilten Handlung.

Und was tun wir? Wie weit nähern wir uns in unsren Taten und Gedanken dem Regentropfen? Seht uns an bei unserer täglichen Arbeit! Gewöhnlich sind wir doch noch große Stümper. Von weitem sieht man uns an, daß wir doch eigentlich eine recht schwere, eine undankbare, eine ernsthafte Arbeit verrichten. Die ganze Welt soll wissen, wie sehr wir uns bemühen. Einem lächelnden Gesicht sieht man es nicht an, also lächeln wir nicht. Im Gegenteil, man könnte glauben, wir nehmen unsere Arbeit nicht ernst; das Lächeln scheint sogar irgendwie verdächtig. Wie wäre es, wenn wir umlernen würden? Kontrollieren wir uns doch einmal, wie weit wir fähig sind, unsere Arbeit — was immer es sei — mit einer spielenden Selbstverständlichkeit zu verrichten! Betrachten wir einmal diese spielende Selbstverständlichkeit als höchstes Ziel in der Gekontheit unserer Verrichtungen. Auch unsere Arbeit, die sicher manche Mühe kostet, soll einer talentierten Improvisation gleichen. Es soll ihr die Leichtigkeit des schöpferisch Hin geworfenen, des Skizzierten sogar, anhaften.

Die Welt wird bei solcher — richtig verstandener — Tätigkeit nicht ärmer und nicht oberflächlicher. Sie wird aber sehr viel angenehmer, und

eigenartigerweise strahlt diese Leichtigkeit auf uns zurück. Dieselbe Arbeit die wir mit so viel äußerlichem Kraftaufwand verrichteten, scheint uns nun tatsächlich leichter von der Hand zu gehen. Allerdings: Vergessen wir nicht, wie lange unsere Schwester, die Seiltänzerin, zu üben hatte, bis sie so weit war. Und vergessen wir nicht, daß es auch ein Präsident Eisenhower nicht unter seiner Würde fand, vier Monate lang zu üben. Auch wir werden es nicht vom ersten Tag an verstehen, unsere Verrichtungen dem Regentropfen als Sinnbild anzugeleichen. Aber ist unsere Arbeit nicht immer aufs neue interessant, wenn wir etwas Neues aus ihr herausholen, wenn wir sie neu und besser erlernen? Diesmal mit einem Lächeln! Unsere Umgebung — auch wenn es keine Tausende sind, auch wenn wir nicht vor der Fernsehkamera stehen — wird uns dankbar sein dafür, und uns selbst wird es hochgemut machen.

Die Stimme der Jungen

Von Kinos und ihrem Publikum

chb. Kennen Sie das Kinopublikum? Gewiß doch. Sie sind es ja selber. Sie gehören zu den Leuten, die, wie Edwin Arnet sagt, den Problemfilmen mit sicheren Instinkten ausweichen und die doch bei guten Filmen die Säle füllen. Sie haben den Mißerfolg von Laslo Benedeks «Kinder, Mütter und ein Generab», der in Zürich nach zwei Wochen mit schwach frequentierten Vorstellungen abgesetzt werden mußte, auf dem Gewissen. Ihren treuen Gefolgschaft dem wiederaufgeführten Film «Romeo und Julia auf dem Dorfe» gegenüber ist es aber auch zu verdanken, daß wir Jungen heute noch wissen, was ein guter Schweizer Spielfilm ist.

Vom Publikum hängen der Erfolg der Filme und die Größe der Einnahmen der Kinobesitzer ab. Das Publikum ist der Konsument, der Forderungen stellen darf, wenn seine Ansprüche nicht befriedigt werden. Die Filmleute wissen dies, und um den Publikumsgeschmack richtig zu treffen veranstalten sie Umfragen verschiedenster Art. Versucht man jedoch, die Macht, welche das Publikum darstellt, anzuwenden, etwa um gegenüber einem widerspenstigen Kinobesitzer etwas durchzusetzen, so scheitert das Unternehmen an der Individualität der Masse. In Basel wartet das Publikum seit Ende Oktober 1954 auf die Erstaufführung am Ort des amerikanischen Martin-Luther-Films, der Interessenten damals in einer geschlossenen Propaganda-Vorstellung gezeigt worden ist. Trotz unzähliger Anfragen seitens des Verleihs und der interessierten Kreise, wurde der Film, der ursprünglich gleichzeitig wie in Zürich hätte herauskommen sollen, vom Kinobesitzer noch nicht aufs Programm gesetzt. Seine geschäftsähnliche Überlegung wird folgende sein: «Wenn ich den Film, der guten Besuch verzeichnen wird, auch in der toten Saison bringe, wird das speziell interessierte Publikum, die protestantischen Kreise, mein Kino füllen; so kann ich nun in der Hauptspielzeit meine gewöhnlichen Kassenfüller laufen lassen und weiß doch, daß mir das Publikum für den Luther-Film nicht fehlen wird.» Vertraglich ist der Besitzer einzigt verpflichtet, den Film innerhalb eines Jahres zu zeigen. Unterdessen ist in Grenzach, gewissermaßen einem deutschen Vorort Basels, der Film bereits mit Erfolg gelaufen, und das Kino von Liestal interessierte sich für den Film, zog aber sein Angebot zurück, als es erfuh, daß der Film in Basel noch nicht gespielt sei!

Das sind die Tatsachen — Das Publikum ist machtlos.

Folgende Episode mag die erwähnte Individualität des Publikums illustrieren und die Behauptung von seiner Primitivität wenn auch nicht widerlegen, so doch kritischer ins Auge fassen lassen:

In einer Nummer der Gaumont-Wochenschau der Metro-Goldwyn-Mayer gebrauchte der Kommentator bei einer Fußballreportage zur Verstärkung seines Ausdrucks das Wort «Verdammte». (Etwa in dem Satz: «Der Torhüter mußte verdammtd aufpassen...») Wenn man weiß, daß diese Kommentare nicht direkt gesprochen werden, wird einem klar, daß es sich nur um einen ganz bewußten Gebrauch des Wortes handeln kann. Überraschend aber war die Reaktion des Publikums: In der Wochenschau, wo man sowieso erst halb aufpaßt, wo die Geschwindigkeit und der Wechsel der Bilder und Szenen sehr oft zu rasch vor sich gehen, fiel der Gebrauch des einen Wortes «Verdammte» im Kommentar auf und verursachte eine sehr deutlich vernehmbare Welle der Entrüstung, die sich durch den Saal fortpflanzte. — Das Publikum ist nicht einfach die sture Masse, als die man es gerne der Einfachheit halber bezeichnet.

Ein Beispiel für die Reaktion einer Zuschauermenge, die geachtet sein möchte, sich aber stillschweigend duldend verhält:

Eines der zuverlässigsten und in der Auswahl seiner Programme ein erfreuliches Niveau aufweisendes Kino in Zürich besitzt nur nummerierte Plätze, zu welchen man bloß von einem rechts im Saal liegenden Gang gelangt. In der Spätnachmittagsvorstellung eines Samstags geschah es nun, daß die Billette in der Reihenfolge ausgegeben wurden, daß zuerst die vordersten, am Gange liegenden Plätze, zuletzt die hintersten Plätze einer Querreihe besetzt wurden. Mit jedem neuen Besucher mußten also mehr Leute aufstehen. Eine gute Viertelstunde mag das gedauert haben; bis der Saal voll war. Was in dieser Zeit von den Leuten alles gesagt und gedacht wurde, ist für die Kinoleitung nicht schmeichelhaft, wird ihr aber kaum zu Ohren kommen. Außer einem Herrn, der sich über diesen Zustand bei der Placeuse beklagen wollte und von dieser einfach ignoriert wurde, sind uns keine «atkräftigen» Reaktionen zu Selbsthilfe bekannt. — Gerade deshalb aber haben wir den Vorfall hier erwähnt, denn das zahlende Publikum hat wie gesagt Rechte, die es ohne Umstände fordern darf; und eines davon ist das Recht auf ungestörten Genuß eines Films.